

NICHT DIE SCHULE, SONDERN DAS **GEHIRN** IST DER ORT, WO GELERNT WIRD

VOR WELCHEN LERNERFAHRUNGEN
MÜSSTEN WIR JUGENDLICHE
SCHÜTZEN, UND ZU WELCHEN
SOLLTEN WIR SIE ERMUTIGEN?



von Gerald Hüther und Jürgen Pilz

Am Bürgerdialog der Bundeskanzlerin zur Zukunft des Lernens haben sich unerwartet viele Bürger aus allen Bereichen unserer Gesellschaft beteiligt. Das Thema scheint gegenwärtig sehr vielen Menschen am Herzen zu liegen.

Allerdings beziehen sich fast alle von den Bürgern eingebrachten Ideen und Vorschläge primär auf das Lernen in der Schule. Nach wie vor glaubt offenbar die Mehrheit der Bevölkerung in unserem Land noch immer, dass die Schule der wichtigste Ort ist, wo das Lernen stattfindet oder gar, wo das Lernen gelernt wird. Deshalb geht es dann auch in den meisten Diskussionen zum Thema Lernen immer nur um dieses schulische Lernen, um die Verbesserung von Methodik und Didaktik des Unterrichtens, um Lehrpläne, Unterrichtsstoff und Zensurengebung, um Schulformen, Schulgesetze und den Erwerb schulischer Abschlüsse. Aber der Ort, wo das Lernen stattfindet und wo das Lernen gelernt wird, ist ja in Wirklichkeit gar nicht die Schule, sondern das Gehirn und zwar das jedes einzelnen Menschen. Deshalb ist es vielleicht keine so schlechte Idee, dass in letzter Zeit neben all den Experten zum Thema schulisches Lernen gelegentlich auch die Neurobiologen gefragt werden, wie das Lernen denn nun eigentlich funktioniert.

Deren Antworten stellen dann allerdings so ziemlich alles in Frage, was bis heute noch an sonderbaren Vorstellungen in den Köpfen der meisten Menschen zum Thema Lernen, meist als Ergebnis ihrer eigenen Schulerfahrungen fest eingepägt worden ist.

Das Gehirn lernt immer, heißt die zentrale Botschaft der Hirnforscher. Jeden Tag macht es neue Lernerfahrungen, und alles, was einem Menschen wichtig ist und ihm irgendwie unter die Haut geht, wird auch in Form neugebildeter neuronaler Vernetzungsstrukturen im Gehirn verankert. Und das geschieht keines-

falls nur in der Schule, sondern ein Leben lang. Denn das Leben selbst, sagen uns die Forscher, ist ein erkenntnisgewinnender Prozess.

Im Verlauf dieses Prozesses lernt jeder Mensch sich in der jeweiligen Lebenswelt, in die er hineinwächst, zurechtzufinden. Dabei lernt er nicht nur immer

besser zu erkennen, was für ihn wichtig ist, wie sich Herausforderungen meistern und Probleme lösen lassen. Indem er seine jeweilige Lebenswelt immer besser kennenlernt und dabei immer wieder neue Erfahrungen macht, lernt jeder Mensch im Lauf seines Lebens auch sich selbst immer besser kennen. Er gelangt zu gewissen Einsichten über für ihn relevante Zusammenhänge und sammelt wichtige Erfahrungen über seine eigenen Möglichkeiten und vor allem auch über bestimmte Grenzen bei der Gestaltung seiner jeweiligen Lebenswelt. Zwangsläufig eignet er sich dabei all jene Kenntnisse an und erwirbt all jene Fähigkeiten, die sich für seine eigene Lebensbewältigung als hilfreich erweisen oder die ihm dafür als irgendwie nützlich erscheinen. Weil das, was einem Menschen wichtig erscheint, immer von seiner jeweiligen, subjektiven Bewertung abhängt, lernt auch kein Mensch alles, was ihm im Elternhaus, im Kindergarten, in der Schule oder in der beruflichen Ausbildung angeboten wird, sondern jeweils nur das, was er für wichtig hält, was ihm aus seiner Perspektive und aufgrund der von ihm bisher gemachten Erfahrungen hinreichend bedeutsam erscheint.

Das worauf es ankommt, lässt sich nicht unterrichten

Um ihr Leben eigenverantwortlich gestalten und ihre Potenziale in sozialen Gemeinschaften entfalten zu können, müssen Heranwachsende lernen, nicht nur die Signale ihres Körpers und die damit einhergehende Gefühle wahrzunehmen, sie richtig zu verstehen und der Situation angemessen zu regulieren (Affektkontrolle). Sie müssen auch vorausschauend denken und planen können (strategische Kompetenz). Sie müssen lernen zu erkennen, wie ihre Mitmenschen „drauf“ sind, welche Wünsche und Bedürfnisse sie haben (Empathiefähigkeit). Nur so können sie die Folgen ihres Handelns einschätzen (Sozialkompetenz; Handlungskompetenz). Heranwachsende müssen auch lernen, Probleme und Schwierigkeiten in ihrer ganzen Komplexität zu erkennen, d.h. subjektive Einschätzungen und objektive Sachverhalte als voneinander unterscheidbar wahrzunehmen, um beide Aspekte in unsere Handlungsplanung integrieren zu können (Einsichtsfähigkeit und Problemlösungskompetenz). Um unser Leben erfolgreich meistern zu können, wenn Problemlösungen fruchtbar und unser Handeln verantwortungsvoll sein sollen, müssen wir Menschen als hochentwickelte Sozialwesen offen-

sichtlich eine ganze Menge lernen. Diese Fähigkeiten, sind uns nicht automatisch in die Wiege gelegt. Sie werden Metakompetenzen genannt. Und genau betrachtet, erlernen Kinder und Jugendliche diese Metakompetenzen auch nicht. Sie lassen sich deshalb auch nicht unterrichten, sondern werden durch eigene Erfahrungen erworben.

Deshalb brauchen Heranwachsende möglichst vielfältige Gelegenheiten, um am eigenen Leib spüren zu können, wie es sich einerseits anfühlt, eine Herausforderung zu meistern, seine eigenen Ängste zu „besiegen“, mit Geduld und Ausdauer bei „der Sache“ zu bleiben, Niederlagen zu ertragen und Fehler zu akzeptieren. Und andererseits brauchen sie die Erfahrung, was es bedeutet - und wie sich das anfühlt - miteinander etwas zu entdecken und zu gestalten, füreinander einzustehen und aufeinander Rücksicht zu nehmen. Wenn sie dann noch die Gelegenheit bekommen die Erfahrung zu machen, als eine „einzigartige Person“ gesehen und wertgeschätzt zu werden, dann wäre das Fundamente für ein gelingendes Leben gelegt.

Wer hier sehr aufmerksam hinschaut, wird sicher bemerken, dass Lernprozesse nur dann die Qualität einer Erfahrung bekommen können, wenn sie in „eigener Regie“, also selbstgewollt, selbstgesucht oder sozusagen „selbstorganisiert“ gemacht wurden. Wer also genau das fördern möchte, wem genau die Entwicklung dieser „Lebenskompetenzen“ am Herzen liegt, der erkennt sofort, dass es hierfür, neben liebevollen und respektvollen Vorbildern und Begleitern vor allem Räume braucht, in denen diese Erfahrungen gemacht werden können. Erlebnisräume und Freiräume. Deshalb besteht die größte Herausforderung für Eltern, Lernbegleiter und alle Erwachsenen darin, zur richtigen Zeit und in angemessenem Umfang „loszulassen“, damit solche Freiräume für das Erfahrungslernen auch wirklich entstehen können.

Unser Körper ist keine Maschine und unser Gehirn ist kein Computer

Unsere Welt ist voll von Vorschriften, Paragraphen, Gebrauchsanweisungen. Wer sich in der heutigen Welt zurechtfinden will und möglichst alles richtig machen möchte, kommt ohne sie nicht mehr aus. Planen, regulieren, kontrollieren. Wie soll sonst der Verkehr in einer Großstadt reibungslos fließen, aus Öl und Eisenerz Autos und Flugzeuge entstehen, ein Wolkenkratzer gebaut oder ein Organ verpflanzt werden. Unendlich viele einzelne Arbeitsschritte müs-



sen gekonnt ineinandergreifen, präzise aufeinander abgestimmt werden, wenn das gewünschte Resultat erzielt werden soll. Und das soll es ja, mit höchster Perfektion. Schließlich haben wir eine genaue Vorstellung von dem, was wir da erschaffen wollen. Und das geht ganz offensichtlich nur, wenn alles nach „Plan“ läuft. Für Fehler und Abweichungen ist hier kein Platz. Freiräume haben in dieser „Welt“ nichts zu suchen. Sie gefährden den programmgemäßen Ablauf und stören die Effizienz.

Und weil die unseren Alltag so beherrschenden technischen Höchstleistungen tatsächlich nur durch ein enormes Fachwissen, unter den Bedingungen von exakten Vorschriften, einem detaillierten Planen und strenger Überwachung zu realisieren sind, haben wir uns offensichtlich so sehr daran gewöhnt, dass wir nun auch glauben, diese Bedingungen würden für unser sonstiges Leben genauso bestimmend sein. Wir glauben, dass diese Bedingungen auch für unser Leben, für unsere Gesundheit oder auch für die Bildung gelten, denn auch hier wird das Denken und Handeln zunehmend bestimmt von Zielvorgaben und Effizienz-erwartungen, von der Vorstellung einer Lenkbarkeit und Machbarkeit.

Aber werden nicht genau hier, in unserem Gesundheits- und Bildungswesen die Probleme immer größer? Ist es nicht so, dass hier immer mehr gemacht wird, aber immer weniger zu gelingen scheint? Haben wir die Antworten und Lösungen für diese Probleme einfach noch nicht gefunden, weil wir noch nicht alles erforscht haben und verstehen, oder haben wir schlicht und einfach über die Begeisterung für den technischen Fortschritt etwas ganz Wesentliches aus den Augen verloren?

Ja, vielleicht ist uns genau dieser Fehler unterlaufen.

Leben funktioniert nicht. Leben entwickelt und entfaltet sich. Zellverbände und ganze Organismen werden nicht streng nach „Plan“ gebaut, sie organisieren sich selbst. Das, was hier als Bauplan, als genetisches Programm vorgegeben zu sein scheint, ist weit weniger bestimmend für das, was am Ende herauskommt, als wir uns das gemeinhin vorstellen. Aus dem alltäglichen Umgang mit exakt steuerbaren technischen Abläufen heraus haben wir uns von vererbten äußerlichen Ähnlichkeiten dazu verleiten lassen zu glauben, dass auch das gesamte Leben einem Programm gehorchen müsse, dass sogar wir, unsere Gesundheit, unsere Intelligenz, sogar unser Verhalten von genetischen Bauplänen determiniert seien. Nein, so ist es ganz gewiss nicht, und das ist auch gut so.

Lebewesen, und nicht zuletzt wir Menschen, sind als sogenannte „offene Systeme“ im ständigen Austausch mit der Umwelt. Andauernd verändern sich irgendwelche Bedingungen, und wir selbst führen durch jede Handlung (auch durch Unterlassung) Veränderungen herbei. Das ist die Realität. Daraus folgt, dass nur durch ein Maximum an Flexibilität ein Überleben möglich, nur durch eine größtmögliche Offenheit in den Reaktionen und Verhaltensantworten, lebenslanges Lernen stattfinden kann. Weil ein exakter Plan, der heute noch perfekt ist, sich schon morgen als weitgehend untauglich erweisen kann, hat sich in der Entwicklung der lebendigen Welt das Prinzip der Selbstorganisation durchgesetzt. Die genetische Erbinformation stellt sozusagen einen Pool von Möglichkeiten bereit. Welche dieser Möglichkeiten abgefragt, oder besser, benötigt und umgesetzt werden, wird durch die aktuellen Umgebungs- und Milieubedingungen bestimmt. Das gilt für jede Zellteilung, für die Herausbildung unserer Organe und ganz besonders für das menschliche Gehirn. Unser Gehirn ist geradezu ein Musterbeispiel für das Prinzip der Selbstorganisation. Im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung wurden die bewährten Strukturen und Funktionen der älteren Hirnregionen beibehalten und in die neuen Strukturen integriert. Im Zuge dieser evolutiven Weiterentwicklung, mit der Herausbildung des Neokortex (Großhirnrinde), ist unser Gehirn zu einem einzigartigen Organ geworden, das sich zeitlebens verändern und an seine Nutzung anpassen kann. Das oberste Gebot dieser Weiterentwicklung ist ganz offensichtlich die Bereitstellung einer maximalen Offenheit und das Zurückdrängen festgelegter Programmstrukturen, die eigentlich nur noch für „Notfälle“ bereitgehalten werden.

Das Gehirn organisiert sich selbst

In den letzten zehn Jahren ist es den Hirnforschern vor allem mit Hilfe der sog. bildgebenden Verfahren gelungen nachzuweisen, welchen nachhaltigen Einfluss frühe Erfahrungen darauf haben, welche Verschaltungen zwischen den Milliarden Nervenzellen besonders gut gebahnt und stabilisiert, und welche nur unzureichend entwickelt und ausgeformt werden

Neue Erfahrungen, die ein Mensch im Laufe seines Lebens macht – und dafür haben die Molekularbiologen inzwischen zahlreiche Belege zusammengetragen – wirken bis auf die Ebene der Gene. Sie führen dazu, dass z.B. Nervenzellen damit beginnen, neue Gensequenzen abzuschreiben und andere stillzulegen. Neue Erfahrungen verändern also die Genexpression.



Im Gehirn geschieht das bis ins hohe Alter hinein und bildet die Grundlage für die lebenslange Plastizität und Lernfähigkeit dieses Organs. Allerdings machen wir die meisten Erfahrungen nicht am Ende, sondern am Anfang unserer Entwicklung. Während dieser Phase ist die erfahrungsabhängige Neuroplastizität – und damit die erfahrungsabhängige Modulation der Genexpression – zumindest im Gehirn am stärksten ausgeprägt. Diejenige Hirnregion, in der sich während der frühen Kindheit so besonders intensive Nervenzellkontakte herausbilden und darauf warten, dass sie möglichst komplex benutzt und stabilisiert werden, ist beim Menschen die Hirnrinde, und hier ganz besonders der vordere, zuletzt ausreifende Bereich, der sogenannte Stirnlappen. Die in dieser Region herausgeformten Verschaltungsmuster nutzen wir, wenn wir uns ein Bild von uns selbst und unserer Stellung in der Welt machen wollen (Selbstwirksamkeitskonzepte), wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf bestimmte Wahrnehmungen richten, Handlungen planen und die Folgen von Handlungen abschätzen (Motivation, Impulskontrolle), wenn wir uns in andere Menschen hineinversetzen und Mitgefühl entwickeln (Empathiefähigkeit, soziale und emotionale Kompetenz). Genau diese Fähigkeiten brauchen Kinder mehr als alles andere, wenn sie sich später in der Schule und im Leben zurechtfinden, lernbereit, wissensdurstig und neugierig bleiben und mit anderen gemeinsam nach brauchbaren Lösungen suchen wollen. Die für diese Fähigkeiten verantwortlichen hochkomplizierten Nervenzellverschaltungen in ihrem Hirn und dort speziell im Frontallappen stabilisieren sich jedoch nicht von allein. Sie müssen durch eigene Erfahrungen anhand entsprechender Vorbilder herausgeformt und gefestigt werden.

Lernen muss unter die Haut gehen

Wichtiges erkennt man daran, dass es „unter die Haut geht“, also ein Gefühl auslöst, das mit einer körperlichen Reaktion einhergeht.

Im Gehirn kommt es dabei zu einer Aktivierung der sog. Emotionalen Zentren. Das sind Gruppen von Nervenzellen im Mittelhirn mit sehr langen und weit verzweigten Fortsätzen. Immer dann, wenn diese Zellen „feuern“, werden an den Enden dieser Fortsätze sog. Neuroplastische Botenstoffe freigesetzt. Die wirken auf nachgeschaltete Neuronenverbände bildlich ausgedrückt wie „Dünger“. Sie stimulieren dort die Herstellung von Eiweißen, die für das Auswachsen von Fortsätzen und die Neubildung und Festigung von Nervenzellverknüpfungen gebraucht werden. So werden all jene Vernetzungen im Hirn verstärkt, ausgebaut und gefestigt, die für die erfolgreiche Bewältigung einer Herausforderung, für das Lösen eines Problems, für die Aneignung einer Fähigkeit oder die Verankerung neuen Wissens genutzt, also aktiviert worden sind. Deshalb lernt man alles so schnell, was einem wirklich wichtig ist. Und deshalb kann man sich Mühe geben und üben so viel man will, ohne dass davon etwas hängen bleibt, wenn einen das, was man lernen will, nicht berührt, wenn es einem nicht wirklich wichtig ist. Aus diesem Grund muss jeder Lerninhalt „emotional aufgeladen“ werden. Wenn das Gelernte im Gehirn verankert und nicht anschließend gleich wieder vergessen werden soll, muss es zu einer Aktivierung der emotionalen Zentren im Mittelhirn kommen.

Emotional aufgeladen und damit subjektiv bedeutsam wird der Erwerb neuen Wissens oder neuer Fähigkeiten primär dadurch, dass man die Kenntnisse selbst nutzen, sinnvoll einsetzen und gebrauchen kann. Subjektive Bedeutsamkeit kann aber auch all das bekommen, was man von anderen Personen übernimmt, wenn sie einem selbst aus irgendwelchen Gründen besonders wichtig sind. Bei kleinen Kindern sind das die eigenen Eltern oder andere wichtige Bezugspersonen, später sind es bewunderte Vorbilder und noch später werden es immer stärker eigene Vorstellungen davon, worauf es im Leben ankommt. Auch durch die Androhung von Strafen oder das in Aussicht stellen von Belohnungen lässt sich eine Aktivierung der emotionalen Zentren erreichen. Aber was damit im Hirn gefestigt und gestärkt wird, sind dann eben vor allem all jene Vernetzungen, die aktiviert werden, um die Bestrafungen zu vermeiden oder die Belohnungen zu ergattern. Das dabei als „Nebenprodukt“ angeeignete Wissen bleibt dabei allerdings weitgehend bedeutungslos und wird, wenn es nicht doch noch irgendwie als wichtig erlebt wird, schnell wieder vergessen.



Die meisten Menschen, die eine Schule erlebt haben, die hauptsächlich durch Belohnung und Bestrafung funktionierte, können sich an das, was ihnen so beigebracht worden ist, nach spätestens zwei Jahren kaum noch erinnern. Was hingegen fest im Hirn verankert und zeitlebens in Erinnerung bleibt, ist die Erfahrung von Schule als einen Ort „wo man hinmusste“, wo man seine Freunde trifft und wo man tagelang gefeiert hat, wenn die Schulzeit endlich überstanden war. Das allerdings ist die für das gesamte weitere Leben schlechteste Lernerfahrung, die ein junger Mensch überhaupt in seinem Gehirn verankern kann.

Lernen muss zum „noch mehr Lernen wollen“ ermutigen

Wenn das Leben als erkenntnisgewinnender Prozess verstanden wird, so ist jeder Mensch auch ein Lernender solange er lebt. Und wenn es beim Lernen, wie die Hirnforscher inzwischen belegen konnten, um die Verankerung von individuell gemachten Beziehungserfahrungen in Form struktureller Beziehungsmuster auf der Ebene neuronaler Netzwerke geht, ist jeder Lernprozess Ausdruck und Resultat einer von einem Menschen gemachten Beziehungserfahrung. Wer sich nicht zu sich selbst, zu anderen Menschen, zu anderen Lebewesen, zu den natürlichen und kulturellen Phänomenen seiner jeweiligen Lebenswelt in Beziehung setzt, kann weder etwas Lernen noch zu irgendeiner Erkenntnis über sich selbst oder die ihm umgebende Welt gelangen. Umgekehrt ist das Ausmaß an Wissen, an Erfahrungen, an Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ein Mensch in Form komplexer Netzwerkstrukturen in seinem Gehirn verankern kann, um so größer, je umfassender und vielfältiger das Spektrum all dessen ist, mit dem sich der betreffende Mensch in Beziehung setzt. Weil dieses Spektrum an Beziehungserfahrungen, die ein Mensch beim Hineinwachsen in seine jeweilige Lebenswelt macht oder zu machen in der Lage ist, individuell sehr unterschiedlich ist, entwickeln Menschen auch zwangsläufig mehr oder weniger komplex vernetzte Gehirne. Mit einem relativ gering vernetzten, relativ einfach strukturierten Gehirn wird ein Mensch auch schon als Jugendlicher kaum in der Lage sein, sich in komplexen Lebenssituationen zurechtzufinden, vielfältige und unterschiedliche Herausforderungen zu meistern und dabei innovative und kreative Ideen zu entwickeln und umzusetzen. Primäre Aufgabe von Jugendschutz muss es daher sein, Heranwachsende

einzuladen, zu ermutigen und zu inspirieren, sich immer wieder neuen Herausforderungen zu stellen, sich immer wieder neues Wissen und neue Fähigkeiten anzueignen, sich immer wieder auf neue Beziehungserfahrungen einzulassen und dabei ständig neue Erfahrungen zu sammeln und in Form zunehmend komplexer werdender neuronalen Netzwerkstrukturen in ihrem Hirn zu verankern. Dazu brauchen Kinder und Jugendliche zwar auch hinreichend offene und komplexe Freiräume zum eigenen Entdecken und Gestalten. Aber vor allem brauchen sie andere Menschen, die bereits über ein breites Spektrum an selbst gemachten Erfahrungen verfügen und mit denen sie sich emotional verbunden fühlen, die sie wertschätzen und die sie als Orientierung-bietende Vorbilder für ihre eigene Weiterentwicklung akzeptieren. Solche Personen können nur Erwachsene sein, die ihre eigene Lust am Entdecken und Gestalten und an ihrer eigenen Weiterentwicklung noch nicht verloren haben. Nur solche Erwachsene werden in der Lage sein, Heranwachsende als „supportive Leaders“, als Potenzialentfaltungsscoaches zu begleiten und ihnen genau die Erfahrungsräume zur Verfügung zu stellen, die sie brauchen, um ihre jeweils ganz besonderen individuellen Begabungen und Talente auch wirklich entfalten zu können.

Wer bereits als Kind oder zumindest später als Jugendlicher erlebt hat, wozu er in der Lage ist, was er alles zu leisten und zu bewältigen vermag und was es im Leben alles zu entdecken und zu gestalten gibt, wird sich über jede neue Lernerfahrung freuen. Der wird seine angeborene Offenheit und Beziehungsfähigkeit auch nicht verlieren und die in ihm angelegten Potenziale entfalten, ein Leben lang oder zumindest so lange, bis er irgendwann die Erfahrung machen muss, dass er von anderen Menschen für deren Ziele und Absichten benutzt und nach deren Vorstellungen geformt, zurechtgebogen und gebildet werden soll.

Ein Lernender sein zu wollen, muss zu einer bewussten inneren Einstellung werden

Innere Einstellungen, Haltungen und Überzeugungen, so zeigen uns die Befunde der Hirnforscher, sind im Frontalhirn in Form bestimmter neuronaler Verschaltungsmuster verankerte Erfahrungen.

Wer immer wieder z. B. zu Hause, in der Schule oder im Berufsleben bestimmte Erfahrungen macht



oder machen muss, der entwickelt daraus eine bestimmte innere Einstellung z. B. zu dem, was eine Familie ist, wozu Schule gut ist, was ihm Bildung oder Berufstätigkeit bedeuten. Solche einmal entstandenen Haltungen und Überzeugungen können günstig oder ungünstig für die weitere Entwicklung eines

Menschen sein. Sie sind bestimmend für das, wofür sich der betreffende Mensch interessiert, sie lenken seine Wahrnehmung und bilden die Grundlage seiner Bewertungen und Entscheidungen.

Eine ungünstige innere Einstellung zum Lernen entwickelt kein junger Mensch von allein. Sie fällt nicht vom Himmel und ist auch nicht angeboren. Sie ist das Ergebnis meist einer ganzen Reihe ungünstiger Erfahrungen, die der oder die betreffende bisher mit dem Lernen, meist in der Schule, gemacht hat. Oder besser: leider machen musste. Für diese ungünstigen Erfahrungen ist auch niemals der dort vermittelte Lernstoff verantwortlich, sondern immer eine höchst lebendige Person, der es aus Gründen, die hier nicht weiter untersucht werden sollen, nicht gelungen ist, den betreffenden Schüler so zu begleiten und zu unterstützen, dass er oder sie eine positive Erfahrung mit dem eigenen Lernen in der Schule machen konnte. Und wenn nicht ein bestimmter Lehrer hierfür maßgeblich war, dann waren es ungünstige Erfahrungen mit anderen, zu Hause, im Kindergarten, in der sog. Peer-Group.

Entscheidend ist die ungünstige Haltung gegenüber dem eigenen Lernen, die durch diese Erfahrung entstanden ist. Denn solche einmal entstandenen inneren Einstellungen oder Überzeugungen („ich kann nicht singen“, „ich bin für Mathe unbegabt“) lassen sich später nur schwer wieder ändern.

Nicht durch gute Ratschläge, nicht durch Ermahnungen und auch nicht durch Belohnungen oder Bestrafungen, sondern nur dadurch, dass es jemandem gelingt, einen Erfahrungsraum zu schaffen und eine Beziehung so zu gestalten, dass sich der oder die betreffende Jugendliche eingeladen, ermutigt und inspiriert fühlt, sich noch einmal und diesmal mit einer günstigeren Erfahrung auf das Lernen einzulassen. Dass das leichter irgendwo anders gelingt als in der

Schule und einem Lehrer-Schüler-Verhältnis, wo ja all die ungünstigen Erfahrungen gesammelt worden sind, liegt auf der Hand. Und dass das in einer Gemeinschaft mit anderen, die alle gemeinsam ein bestimmtes attraktives Ziel verfolgen, die alle gemeinsam etwas Bestimmtes erreichen wollen, besser gelingt als allein, ist auch keine besonders neue Erkenntnis.

Aber bei der praktischen Umsetzung scheitern wir nach wie vor auf beeindruckende Weise. Weder bieten wir den Jugendlichen Aufgaben an, die für unsere Gesellschaft und die Gestaltung ihres zukünftigen Lebens wirklich wichtig und bedeutungsvoll sind, an denen sie wachsen und über sich hinauswachsen können. Noch sind wir in ausreichenden Maße in der Lage oder Willens die Verantwortung dafür zu übernehmen und darauf hinzuwirken, dass sich aus zufällig zusammengewürfelten Gruppen von Jugendlichen leistungsorientierte Teams entwickeln, die gemeinsam etwas schaffen, etwas entdecken, aufbauen und gestalten wollen.

Neben den notwendigen Freiräumen für das eigene Erfahrungslernen, brauchen diese jungen Menschen ernsthafte Angebote zur aktiven Mitgestaltung unseres gegenwärtigen Zusammenlebens und unserer künftigen Welt.

Erst wenn Jugendliche erleben, dass sie für dieses Zusammenleben und diese Gestaltung unserer Zukunft wirklich gebraucht werden, können sie auch erfahren, dass ihnen das umso besser gelingt, je mehr sie wissen und können.

Dann würden sie nicht länger unter „Lernen“ eine lästige Pflicht verstehen, sondern sie würden sich bewusst dafür entscheiden können, Lernende sein zu wollen, ein Leben lang.

Literatur

GERALD HÜTHER: **Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn.** Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2001

GERALD HÜTHER: **Was wir sind und was wir sein könnten.** Fischer Verlag 2011

GERALD HÜTHER, ULI HAUSER: **Jedes Kind ist hochbegabt.** Kreuz Verlag 2012

Links

www.gerald-huether.de

www.schule-im-aufbruch.de

www.schulen-der-zukunft.org

